



Macht und Gewohnheit

Mit besseren Begriffen allein wird Rassismus nicht überwunden, nötig sind sie dennoch

SIGRUN MATTHIESEN

Der Begriff »Rasse« soll ersetzt und also Artikel 3 des Grundgesetzes – »Niemand darf wegen ... diskriminiert werden« – neu formuliert werden. So lautet eine von insgesamt 89 Empfehlungen zur Bekämpfung von Rassismus. Ende 2020 veröffentlicht von der Bundesregierung. Bis dahin hatte sich der Begriff ziemlich unwiderrprochen halten können, dort und an vielen anderen ideologisch eigentlich unverdächtigen Orten. Das ist ebenso skandalös wie symptomatisch. Denn seit Jahren und Jahrzehnten ist erforscht und zur Genüge erklärt: Rassen gibt es nur dort, wo der Mensch züchtet. Also bei Haus- und Nutztieren, bei Pflanzen, wo sie aber Sorten heißen, jedoch nicht bei Menschen. Jedenfalls noch nicht. Wohl aber gibt es die seit gut 250 Jahren anscheinend nie versiegenden weißen Interessen. Menschenrassen zu konstruieren und nach willkürlich ausgewählten, leicht erkennbaren und schwer veränderbaren körperlichen Merkmalen in eine Hierarchie zu bringen. Auf dass man diejenigen, die man bestimmten Rassen zuordnet, dann ohne weitere Begründungen je nach Bedarf vertreiben, verkaufen, töten oder einfach nur im Alltag und ökonomisch benachteiligen kann. Rassen wurden erfunden, damit die Sklavenhändler und -halter nachts gut schlafen konnten, so Alice Hasters in ihrem Buch »Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen aber wissen sollten«.

Aufgeklärte Menschen und überhaupt fast alle, die sich nicht einer rechten Ideologie zuordnen, wissen und akzeptieren das natürlich schon länger und vermeiden dieses R-Wort. Bloß um dann vielleicht von »fremden Kulturen«, »Ethnien«, »Ausländern« zu sprechen oder zu schreiben. Was, je nach Situation, Kontext und sprechender Person, auch mal angemessene Begriffe sein können. Meistens allerdings sind sie es nicht. Weil nämlich erstens die jeweilige Gruppenzugehörigkeit für das, worüber geschrieben oder gesprochen wird, gar nicht relevant ist, durch die permanente

Eingruppierung aber ein Zusammenhang hergestellt wird, der mit jeder Wiederholung unhinterfragbar daherkommt. Wenn der Fußballer Leon Bailey zwei Tore schießt, ist es unwichtig, wo er geboren wurde. Wenn ein SUV-Fahrer zu schnell über den Ku'damm rast, verstößt er gegen die Verkehrsordnung, egal welche Kultur er für die seine erachtet. Oder welche ihm zugeschrieben wird.

Was, zweitens, darauf verweist, dass all diese Eingruppierungen eben kein harmloses »Wir und die anderen«-Spiel sind, wo sich Rückenschwimmer, Radfahrerinnen, Brillenträger, Schwäbinnen und Ostfriesen witztaugliche Kabbeleien im herrschaftsfreien Raum liefern. Vielmehr gibt es, wie Kübra Gümüşay in ihrem Buch »Sprache und Sein« schreibt, die Benennenden und die Benannten. Während sich die Ersten unhinterfragt als Norm setzen, müssen die Zweiten sich permanent erklären. Egal ob sie sich der ihnen zugeordneten Gruppe zugehörig fühlen, egal ob sie zu dem jeweils verhandelten Thema Expertise besitzen, und ganz und gar egal, ob sie das Verhandelnde überhaupt selbst als ein Thema ansehen. Wie ungleich die Definitionsmacht verteilt ist, zeigt sich immer besonders deutlich, wenn eine oder gar mehrere Personen beschließen, aus »Team Benannte« mal in »Team Benennende« zu wechseln, um eigene Begriffe zu prägen. Also Schwarz vielleicht groß zu schreiben, weiß kursiv, Sternchen und Abkürzungen zu benutzen, Person of Color (PoC) und »race« als Bezeichnungen, die aus der Tradition antirassistischer Befreiungsbewegungen stammen, auch mit Deutschen zu verwenden.

Dann nämlich folgt in kürzester Zeit ein vielschichtiger Chor, der sich diese Anmaßung verbittet. Ob nun Nazi-artig rausgepöbelt und mit wenig verbrämter Gewaltandrohung verbunden oder passiv-aggressiv in die nur scheinbar freundliche Frage verpackt, was man denn, bitte sehr, überhaupt noch sagen dürfe, hängt von Medium und Anlass ab. Immer aber ist auf einmal überdeutlich, was sonst so gerne geleugnet oder kleingeredet wird: Dass es ein Privileg ist, zu den Benennenden zu gehören, und dass Begriffe Macht bedeuten. Oder, wie

es der Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch formuliert: »Worum es hier häufig geht, ist nicht, dass Leute das Gefühl haben, sie dürfen ihre Meinung nicht mehr äußern. Sondern sie haben eigentlich erkannt, dass sie ihre Meinung nicht mehr unwidersprochen vertreten dürfen und das ist ihnen dann schon zu viel.«

Nun darf jedem und jeder natürlich auch mal etwas zu viel sein im eigenen kleinen Leben. Gerade wenn frau und mann alle paar Wochen neue Computerprogrammupdates lernen muss, mit den Wortmonstern irgendeiner Bürokratie kämpfen oder versuchen, die Sprache der eigenen Kinder noch zu verstehen. Doch wer kann es sich leisten, daraus ein öffentlich eingeklagtes Recht auf gewohnte Worte zu machen? Angesichts von über 1.000 Menschen, die allein 2019 in Deutschland Opfer rassistischer Gewalt wurden, angesichts unzähliger durch unterschiedliche Formen von Rassismus unterschiedlich beschädigter Leben? Dennoch haben einige der Benannten noch immer und immer wieder die Größe, den Benennenden freundlich, geduldig in vielfältig zugänglichen Formen den Zusammenhang von Worten und Taten zu erklären. Weswegen es nun wirklich das Mindeste ist, einfach mal zuzuhören.

Ja, viele der neuen Worte klingen ungewohnt und sperrig, was möglicherweise manchmal das Wichtigste an ihnen ist. So wie auch beim Gender* und Binnen-I die Irritation vielleicht das Entscheidende ist: Wer spricht hier gerade warum wie und über wen? Wer einmal anfängt, diese Fragen zu stellen, kann damit nicht mehr aufhören und sich nicht abspesen lassen mit »das hieß schon immer so«. Beim Versuch, eine nicht-rassistische und diskriminierungsfreie Sprache zu entwickeln und zu erlernen, können auch die besten Glossare und Handbücher nicht den Charakter von Grammatikregeln haben. Immer hilfreich dagegen die von Stefanowitsch formulierte Maxime: »Stelle andere sprachlich nicht so dar, wie du nicht wollen würdest, dass man dich an ihrer Stelle darstellt.« Auch dabei gilt: Fehler werden gemacht und verziehen werden. Versprecher lassen sich leicht korrigieren, bei Haltungsschäden dauert es erfahrungsgemäß länger.

SCHWERPUNKT RASSISMUS

Seite 6 Mechanismen der Diskriminierung Serhat Karakayali über den Zusammenhang von Arbeitsmigration und Gymnasialempfehlungen

Seite 9 Gespaltene Belegschaften Romin Khan über frühere Gastarbeiter und gewerkschaftliche Anerkennung der Einwanderungsgesellschaft

Seite 18 Sprache und Klasse Rafael Behr über Rassismus in Sicherheitsbehörden und die Notwendigkeit unabhängiger Beauftragter

MURX

KATHRIN GERLOF

Noch immer, man mag es kaum glauben, ist die Entnahme genießbarer Lebensmittel aus Mülltonnen der Supermärkte strafbar. Die Sache ist zählebig. Ende 2020 gab es im Ausschuss für Recht und Verbraucherschutz dazu eine Anhörung. Die Linksfraktion im Bundestag schreibt in ihrem Antrag, das Containern sei doch eher gesellschaftlich gewünschtes Verhalten anstatt verdammenswert, weil am Ende die Verschwendung von Lebensmitteln reduziert würde. Um die Retter*innen vor Strafverfolgung zu schützen, müssten die zum Abfall deklarierten Lebensmittel allerdings als »herrenlose Sache« definiert werden (über das Wort »herrenlos« werden wir auch mal einen Murx schreiben, als Zustand kann das was ganz Schönes sein). Professor*innen haben bei der Anhörung für und wider gesprochen. Eine Entkriminalisierung, so Annika Dießner von der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin, entspräche sehr der sich wandelnden Einstellung der Gesellschaft in Bezug auf Verschwendung. Forsa hat schon längst herausgefunden, dass 86 Prozent der Bevölkerung Containern als nützlich und nicht kriminell ansehen. Oberstaatsanwältin Nicole Luther aus Tübingen meint hingegen, das geltende Recht hielte bereits ausreichend Instrumente vor, um »angemessen« auf Taten wie das Containern zu reagieren. Warum es immer noch Prozesse und Verurteilungen in dieser Sache gibt, lässt sich damit schwer erklären. Ist es der menschliche Faktor? Mögen manche Richter einfach diese Typen nicht, die nach Ladenschluss im Müll wühlen? Auf jeden Fall gilt: Gut Ding will zwar Weile haben, aber die ganz lange Bank ist damit eigentlich nicht gemeint.

